

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wiedergefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarben und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sich's auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sich's erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dormaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorgen zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemandem, ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen,

und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig machen, muß man von seinem Norwegen reden.“

„Tiefsinnig ist er?“ fragte Therese: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?“

„Allerdings,“ antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken.“

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß, und rollte die Phrase lange herum, und suchte an diesem Zwirnknäuel den Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?“ fragte sie: „Sie drücken sich für eine alte unbelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn.“

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!“ entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?“ fragte Therese.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Trankäufer viel unter uns.“

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos,“ hub sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahest ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war.“

„Gesehen und gesprochen!“ entgegnete Amos.

— Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er froch in ihre Hütten, woneben unsere Schweinställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft gefroren lag, wie ein Baumstamm.“

— Und, das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen“

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!“

— Bist du redlich?

„Sehen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor.“

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht seine Seele zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er be-
reute, die Insel Is-land oder wenigstens nicht einmal Grön-
land gesehen zu haben; Is-land aber lief ihm besonders im Kopf
herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm
gemacht.“

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß.“

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt.“

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Gelt, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als in der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe sie laufen. Da brummte mein Herr verbrießlich und sagte: „und es ärgert mich doch Zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein.“

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Person, hüte mich wohl!“

— Ist die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend schreiben. Ich kann nicht lesen, aber ich kenne ihre Briefe am Umschlag, und am Siegel. Da ist ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Isaak opfern will. Und dann, wenn er solchen Brief erhält, steht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule lesen gelernt, ich ließe mir gewiß Briefe aus Island schicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländische Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag so vergnügt, als hätt' ihm der Schuster Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun selbst gestehen, Island ist ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich lesen, so müßten es mir isländische Briefe sein, oder keine. Und man hat sie hier zu Lande spottwohlfeil. In Karlskrona mußst' ich für einen Brief gerade so viel baare

Gulden zahlen; als hier Kreuzer. Es ist bei uns aber auch mit dem Postwesen bessere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland."

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zu viel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Therese erfuhr von der guten Mutter zuerst das Geheimniß von der Insel Island. Sie wählte den nächsten Weg, das Räthsel zu lösen. An einem lieblichen Morgen schlich sie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor sprang ihr entgegen. Sie sank an sein Herz.

"Und du bleibst nun gewiß bei uns?" fragte sie.

— Gewiß.

"Bist du frei? zieht dich kein anderer Magnet?"

Theodor wurde roth. Therese hielt ihn fest in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er schlug die Augen nieder und lächelte.

"Du hast schon geantwortet!" sagte sie.

— Aber was denn? ich verstehe dich nicht.

"Ich desto besser dich. — Du liebst! — Ich weiß es."

— Du willst spotten.

"Gewiß nicht. — Warum aber nimmst du deine Dame nicht mit dir?"

— Welche?

"Die schöne Brieffschreiberin in — wie heißt die Insel? Island, glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reisen."

Theodor sah seine Schwester mit großen Augen an.

"Nicht doch, Theodor, spiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wissen. Du liebst. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich stehe dir bei. Nur

entschlage dich der unseligen Sehnsucht nach Island. Die Mutter stirbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verlust gewiß nicht. Theodor, du warst ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh mich an; willst du es nun nicht mehr sein? — Sage mir, du liebst? Nicht so?“

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir lustig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber besser. Wenn ich dir zum Beispiel so ein Briefchen vorhielte, gestiegelt mit einem flammenden Altar? — würdest du noch einmal roth?“

Er ward es, indem sie sprach. Sie küßte seine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Therese, es ist am Ende eine Pöffe.

„Was denn?“

— Die Liebshaft, von der du sprichst.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Pöffe, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?“

— Du wirst mich auslachen, wenn ich dir's sage.

„Ich will fromm sein.“

— Du sollst Alles wissen. Du wirst lachen, Therese. Ich selbst fühl' es, das ganze Ding ist abenteuerlich, romanhaft, närrisch.

„Für einen Liebhaber bist du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abenteuerliche, Romanhafte, Närrische hineinspielt, ist keine Liebe mehr. Also nur hervor mit der Geschichte! — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Märchen aus der andern Welt?“

— Ich will dir's erzählen. Du sollst mir Rath geben. Vielleicht kennst du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim sein.“

— Nein, Therese, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?“

— Dreißig Stunden von hier; fünfzehn Stunden von der Hauptstadt.

„Und wo hast du sie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? so kennst du sie nicht.“

— Doch, sehr genau. Sie ist ein Engel!

„Nun, das versteht sich; hoffentlich aber noch ohne Flügel. Sie wohnt wenigstens noch in unserm irdischen Jammerthale?“

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geist entzücken mich. Sie ist übrigens nicht schön, nicht reich.

„Nicht schön? — Du bist nicht bei dir. Du hast sie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal ist: so liegt's an dir, oder deiner Fantasie, daß es nicht schön ist. Also weiter!“

— Sie ist blaß und pockennarbig.

„Um des Himmelswillen, du hast sie ja nirgends gesehen.“

— Nirgends. Aber dies hier ist ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Busen.

Therese besah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit gesprochen.

„Der Geschmack ist verschieden,“ sagte sie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schön ist deine Heilige gewiß nicht; aber sie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild hast du dich ohne Umstände verliebt?“

— Nein, nicht ins Bild. Aber . . . setze dich her aufs Sofa. Es ist noch früh. Wir können ungestört reden. Du bist verschwiegen.

„Wie ein Fischchen.“

4.

Sie setzten sich. Theodor erzählte.

„Als unser Vater gestorben war, nun sind's vier Jahre, schrieb ich zum Trost der Mutter und unserer das Gedicht: „Todten=

opfer“, und die Musik dazu. Es ward gedruckt, nebst den Klaviernoten. Sechs Monate später erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief selbst hören, um das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen.“

Theodor holte eine Briestafche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

Es ist vielleicht unanständig, daß ich Ihnen schreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schickslichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater ist mir gestorben. Ich liebte ihn zu sehr. Ich ward krank. Mein Geist litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in schwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerstörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir geschehen damals, weiß ich nicht. Die Gestalten, so mich umgaben, schwebten wie irrende Geister vor mir, die mich fesselten, daß ich das heilige Licht der bessern Welt nicht erreichen sollte.

„Und so einstmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Gesang dazu. Ich will's Ihnen nur sagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Musik, ich meinte, sie stieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klagen mein Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume lösete sich. Es ward heller, das Morgenroth strahlte näher um mich. Die irrenden Geistergestalten verwandelten sich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel genesen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des stummen, drückens-

den, verzehrenden Wahnsinnes. Oft hat man nachher dasselbe Lieb wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht ist's ein neuer Wahnsinn. Aber sei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an seinen Staub!

„Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit fast einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.“

— Ottilia Wangen.“

5.

„Gar nicht übel!“ sagte Therese lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei solch einem Briefe gutmüthig mitgeweint. Ihr aber, mit der starken Seele, ihr philosophirt anders.“

— Eine Artigkeit lockte die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines so lieben, empfindungsvollen Geschöpfes schweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröstete sie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich schrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in so viele Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechsel fanden. — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unsere Geister berührten sich, und schlossen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienze Welt, keine Sinnlichkeit, kein Nebeninteresse, keine Leidenschaft, keine Eifersucht. — Wenn die Bewohner des Himmels sich lieben und ihre Empfindungen einander bekennen: so lieben und empfinden sie nicht reiner, wie wir.

„Es ist wahr, dieser geistige Umgang, diese reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundschaft,

Liebe, Geselligkeit u. s. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie ist etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du sagen wirst, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach seiner Art, und nennt nach seinem Sinn.

— O Therese, diese unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mochte einen Augenblick lang mich meiner Liebesgefahren vergessen machen. Was fand ich auch überall? — Wesen, mehr Fleisch und Bein, als Geist; ihre Liebe ist, was die Fantasie in Flammen setzt und das Herz verfohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt ist. Wesen, die nach der ersten Liebe noch aus Gefallsucht lieben, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Wesen, die . . .

„Die um kein Haar schlimmer und besser sind, als die Männer!“ unterbrach ihn die Landrätthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen bemerken, Theodor, daß du sehr unartig bist; und daß du nicht vergessen mußt, wenn du neben der Schwester sitzt, daß du bei einem Weibe bist. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren.“

— Ich sagte aber die Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebst, und liebst ein Fantasiebild, und keinen Geist. Du schwärmst; und machst eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faseln. Glaub's doch, Theodor, du bist kein Engel, so wenig als deine heilige Ottilia. Die Menschen bleiben sich ewig gleich, treiben sich alle in demselben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildest, hat sich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von sich, er sei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm sei alles anders. Wir irren allesammt, nur Jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verstehst du nicht einmal, Herr Philosoph. Dazu müßtest du Chemann sein.“

— Auch du verstehst mich nicht. Denke, wie du willst, nur ich kenne Ottilien. Du sollst ihre Briefe lesen; du wirst anders urtheilen lernen. Meinst du, ich werde Ottilien weniger lieben, selbst wenn sie sich verheirathete? — meinst du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr schwärmet beide. Schwärmerei ist eine Gluth, die sich selbst verzehren muß, die aber der Regen nur anfrischt, der Wind nur anbläset. Und ihr habt beide nie ein Gelüst empfunden, euch zu sehen?“

— Ich machte die Reise ins nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechsel. Wir waren schon damals die innigsten Freunde. Hier ist die Abschrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreise ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er ist zu lang; ich lese dir nur das Wesentlichste daraus, damit du den Geist unserer Freundschaft erkennest.“

— „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reise keinen Abschied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abschied, da ich Sie nicht verlasse? Wir trennen uns nicht, da wir nie beisammen waren. Ob dreißig, ob tausend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwischen unsern Personen fließen, unsere Seelen bleiben sich gleich nahe. Nur ein Tausch unserer Gedanken, unserer Empfindungen im Briefwechsel wird die Entfernung erschweren. Wir verlieren etwas, aber nicht alles. Wir sind dennoch gewiß, daß unsere Geister unaufhörlich beisammen sind, und das Wichtigste, was sie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüstern sich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!“

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. —

Ach, lassen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigstens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anspricht. Das Du wendet sich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht gesehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umschließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, sei wer du willst, bleibe nur wie du mir ersiehst. Mir ist's, als ruf' es eine weissagende Stimme, einst werd' ich Sie sehen! — wir werden uns sehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Fast wünsch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir sind Menschen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unsere Außenseite nicht gefiele! Wenn uns unwillkürlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unsern Personen etwas fänden, was unsern Vorstellungen nicht entspräche. Ottilia, so zerreißen wir selbst unser Glück.

„Wir lieben uns. Wir sind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schwester. Wir kennen die geheimsten von unsern Empfindungen. Wir erscheinen uns gegenseitig, ohne Schleier, ohne Kunst, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erstemal persönlich zusammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie gesehen, wir sind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Gestalt, in der die schöne Seele wohnen soll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen ersterben. Es wird ein anderes sein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals persönlich kennen lernen — es wird uns sein, wie verstorbenen Lieben, deren Geister in einer andern Welt unter andern Hüllen sich begegnen. Wir werden uns

finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wiederfinden, wie ich vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller Andern stellen, die sich liebten, ist seltsam. Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andern mit Sehnsucht rufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde wehmüthig!“

Theodor schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?“

— Ich müßte dir da unsere ganze weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester, ich will's dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien sehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter als nach Leipzig, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst. Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abenteuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen thust. Du bist in meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse einer Ueberirdischen gegeben, du weißt, ich bin hochhaft, und kann Briefe schreiben.“

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du hast das Schicksal aller Großen. Lassen sie sich nicht mehr rathen, so müssen sie sich verrathen lassen. Ich will dir treulich beistehen. Aber gehe langsam, um sicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilst. Du liebst kein Mädchen, du liebst dein selbst geschaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennst uns Weiber nicht. Unser Herz muß etwas zu tändeln haben, das ist Bedürfnis. Deine ätherische Ottilie ist gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in den Briefen, worin man schreiben und austreichen kann. Das himmlische Wesen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ist und trinkt zu Hause, wie wir andern Menschenfinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — —“

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Therese, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubst du auch im Ernst, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zusammengewebt ist? Mein Gott, warum soll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es ist ja so menschlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr, als einer Ursache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreise aufgenommen habe. — Lies mir wenigstens aus ihrem Brief vor, was sie über den Punkt sagt.“

Theodor nahm gehorsam das Portefeuille, aber machte ein finsternes Gesicht.

Er las wie folgt:

„— Sie gehen auf Reisen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, so wird unser kleiner Briefwechsel sehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts sagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt ist mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren; hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater ist!

„Ich bin ein armes Geschöpf, und habe doch noch zuviel! ich

möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich. Sie werden glücklich sein. Ich bete für Sie. Es ist ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen. Sie haben Ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmern- den Wahnsinn erschienen. Mein Geist lehnt sich müde und schwester- lich an den Ihrigen. Was kümmert's mich auch, wer Sie sind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergessen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesstunde lieben müssen, weil kein Grund vorhanden ist, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe lesen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnsinns zurücksinken, — o wie war mir so wohl da!“

„Ob wir uns beide auf Erden sehen, oder nicht sehen, ist wohl doch am Ende sehr einerlei. Wenn wir fern von einander sterben, ohne unsere Personen gesehen zu haben, ist das ein Verlust? — Zwei Seelen im unermesslichen Weltall begegneten sich, liebten sich, gaben sich ihres Daseins Zeichen, verloren die schöne Macht der Mittheilung, und lieben getrennt fort, ohne von ein- ander zu wissen.

„Es ist besser so. — Sie sind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies sein wollten. Wenn Sie sich einst vermählen, zeigen Sie ihrer Gemahlin meine Briefe, sie wird auf mich nie eifersüchtig werden.

„Reisen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es ist ein

Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlösch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da sitz' ich weinend. Warum bin ich so wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es ist: immer an dich zu denken. Das kann mir ja niemand rauben. Wenn ich dich nicht mir denken kann, dann bin ich selbst nicht mehr.“

Ottilia W.“

„Und wie spann sich der Faden weiter?“ fragte die Schwester den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir schrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, sandte sie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie selbst erklärte, sie wolle mein Bildniß nicht sehen, selbst nicht meinen Schattenriß.

— Inzwischen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit ist sie heller und froher worden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt sie weniger. Und doch zittert sie vor meiner Heimkunft. „Ich beschwöre Sie, Theodor,“ sagt sie in einem ihrer letzten Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu sehen. Muthig und grausam werden Sie unser Elysium mit eigener Hand zerstören, sobald Sie persönliche Bekanntschaft mit mir machen. Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir sind.“ So ist jetzt unser Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorstellung, ich sei noch in Kopenhagen. Ich will sie sehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entscheide der Zufall.

„Wahrhaftig,“ sagte Therese lachend, „solch einen Roman ist's der Mühe werth zu spielen. Ich begreife das Mädchen nicht.“

Auch muß ich sehr zweifeln, daß ihr beide glücklich sein werdet. Jeder von euch täuschte sich selbst und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorstellungen sind allzugespant. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenschen erblicken, und jeder wird sich dann über sich selbst ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir sind bei aller Seelenschönheit doch immer arme Kreaturen von Fleisch und Bein. Ich wette, vor deiner Fantasie blüht ein frisches, liebliches Mädchen im Rosenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein sieches, blaßgelbes, nervenschwaches Frauenzimmer fändest, gewandter am Schreibtisch, als in der Wirthschaft — du würdest den Engel segnen und heimgehen. Sei mir nicht böse. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich dich nicht wenigstens vorbereiten sollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben solltest. Und wahrlich, Theodor, sie muß selbst nichts Gutes ahnen. Umsonst verbittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht entdeckt wirst durch Zufall, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachricht von Grauenburg einziehen, und nehmen da unsere Maßregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's.

8.

„Wahrlich, Mama,“ sagte Therese zur Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben.“

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter; aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieser Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müssen wir ihn so bald als möglich in angenehme Zerstreuungen bringen. Daran fehlt's in der Residenz nicht. Er soll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort seine seltsamen Grillen, und den Reisegeist.“

— Ach, mein Kind, wenn du das könntest!

Sobald Frau Stoben in Theodors Reise nach der Residenz gewilligt hatte, eilte Therese zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abenteuerlichen Liebenschaft seines Schwagers sagen sollte, dessen Verstand er sonst schätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor inognito nach Grauenburg zu schicken, um sein Heil zu versuchen, falls die über Ottilien in der Residenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückschrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Gi, mein Herr,“ rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe sind hier wohlfeiler, die Luft ist milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück.“

— So weit soll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfst Niemandem sagen in Zukunft, daß wir eine so weite Reise gemacht. Du darfst Niemandem sagen, wer ich sei. Du gibst mich für einen weitläufigen Verwandten von Herrn Landrath Kulm aus, und nennst mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, so lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos sah seinen Herrn verlegen an. Man setzte sich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden sich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unsere Freunde in der Residenz, wo der Landrath Kulm sehr geschmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannigfaltig und dennoch so ausgewählt. Es herrschte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung unter ihnen; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln seiner Schwester heimathlich; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchslosigkeit, machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch —

„Was hast du auch, Märchen?“ fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie: „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällt's dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst.“

— Das ist's eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg.“

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen

rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen."

— Sie ist gewiß nicht verlobt.

"Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!"

Therese flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Sessel in melancholischer Stimmung sitzend, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust herabgesunken.

"Gute Botschaft!" rief Therese: "Ottilie wird in einigen Wochen hierher kommen in die Residenz, weitläufige Verwandte zu besuchen; und erst von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur selbst."

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungelesen auf den Tisch.

"Ist dir auch das nicht gelegen? — Du fängst an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune."

— Ach, Schwester, sei nicht böse. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungestört. Ich will Ottilien erwarten, will sie sehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte sie nach so viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

"Schwärmer! soll sie deinetwegen ins Kloster gehen?"

— Und ich kann's nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte sie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

"Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts."

— Du quälst mich.

"Auch der schönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ach, du wirst roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir selbst, und schmäle nicht Andere."

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide einander gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilt's eigentlich ihrer Cousine Fridoline Vernef? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zulezt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir.“

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest, und Friedolinen zur Anglaise führtest, zu der du mich gewählt hattest?“

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient. Ich will's dir aber verzeihen, wenn du heut' den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willst.“

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir Andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geistes Schönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts.“

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth

von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern ließen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte willen verlassen. Er warf sich in den Ottoman. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebte Ottiliens Geist vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüstern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!“

Nach einer Weile erinnerte er sich des Briefs von Kulus Korrespondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn hastig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erst am Schlusse kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Gw. Wohlgeboren in Betreff der Demoiselle Wangen zu dienen, habe ich die Ehre zu melden, daß mir dieselbe nicht absonderlich und speziell bekannt ist. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Gw. Wohlgeboren verstehen mich. Dermalen ist dieselbe annoch in Leipzig, wohin sie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obrist in churfürstlich-sächsischen Diensten, berufen worden. In einigen Wochen wird sie zum Besuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenselben noch nähere Auskunft darüber mit nächstem ertheilen.“

„Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! Das war boshaft von Theresen.“

„Sie liebt mich! Sie ist mir treu!“ seufzte Ludwig und ging langsam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Mensch damit sagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! Ist denn das Weib verdammt, die erste Magd im Hause zu sein? Wer darf dem unterdrückten Geschlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geistige Bildung erlaubt sei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden ist, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, so wenig ist es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geist spricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geist des Mannes — warum soll er sich nicht erheben, wenn er seine Schwingen fühlt? — Aber es ist ein erbärmliches Ding um den Menschenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaifete Blume steht sie da unter den Distelköpfen, ungesehen und verkannt blüht sie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten.“

Indem der trübe Ludwig so die Phrase des Grauenburger Korrespondenten rezensirte, trat ein Bursch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler schickt die Portraits an die Frau Landrätthin zurück!“ sagte er, und empfahl sich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erst die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführerisch, ganz wie sie; und dann Theresen, die Schwester, und dann — und dann —

Er erstaunte — er hob es empor, glühend, erzitternd — seine Augen wurden feucht — er schwankte zum Ottoman, sank mit dem brennenden Antlitz gegen das Polster, und — das unglückliche Bild zufällig an seine heißen Lippen.

Ein Kuß — so dem kühlen Glase gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz schlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landrätthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte sie nicht. Sie glaubte, er schliefe, so leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achsel. Ludwig erschrak. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tisch genommen. „Was ist dir?“ fragte sie und erstaunte ob seinen verwilderten Mienen.

„Mir ist gar nicht wohl!“ stammelte er.

— Und doch in so guter Gesellschaft. Hast du die Portraits betrachtet? —

„Nein!“

— Aber das dritte. Wo ist Friedoline Berner? Hat es der Bursch vergessen? —

„Nimm's!“ — Er zog es unter seinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen ist sie's, die Friedoline. Unter uns gesagt, deine schmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenschein umweben, kommt doch dieser lieblichen Sünderin mit dem kastanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig sprang auf. Die Schwester hielt ihn. „Halt, es war so böse nicht gemeint. Verstehst du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß?“

Er küßte sie.

„Wähle nun!“ sagte sie, und hielt ihm die Bildnisse der Frau von Saar und Friedolinen hin: „Eine von diesen will ich dir geben.“

Ludwig schüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ sagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius-Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man saß am Thee; die Unterhaltung gaufelte unflät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Berner fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr versiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! — erwiderte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltisch saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römer todes. Ich kenne die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer ent-

zündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finstern Blick und verschränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern ins Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott, das alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O, Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? — Nein, Kokette ist sie nicht. — Was ist's denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräch der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören. Ich käme vielleicht sehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand Herr Ludwig Hohenheim im Garten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlte mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich.“

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spaller, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen.

Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine

der aufgeknošpeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Vernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt.“

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschmack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durchs Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück — da saß einsam Fridoline Vernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Illerbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht gern alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Chau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er that's, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken; der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!“ sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schöneren Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schöneren Welt! ich dachte . . .“

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Ursache, mir zu zürnen.

„Man soll der Entfernten nicht vergessen über die Nahen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe sein wollen.“

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweisen könnte . . .

„Sie sind sonderbar. Wozu Beweise, wenn kein Mißtrauen Beweise fordert?“

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich diese Rose nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis.“

Ludwig reichte ihr die Blume; sie zitterte in seiner Hand. Fridoline streckte die Hand aus, und — sah lächelnd ihrem schüchternen Freund ins Auge. Wer die Schuld hatte, ist schwer zu sagen, aber die Knospe brach vom stachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwischen ihnen.

Fridolin erschrak. Ludwig bog sich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!“ lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Rose, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde sollen redlicher theilen.“

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wollen Sie mich heilen?

Fridoline blieb die Antwort schuldig. Sie legte ihren Arm in den seinigen. Beide gingen schweigend gegen das Gebüsch zurück, das an die Laubengänge rührte. — Der Weg, sonst kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn sie unter den Gebüschten standen, verloren sich ihre Blicke in einander. Die Eichen und die Hangebirken flüsterten ver-

traulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolins Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Eichen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet Niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen die Augen nieder: ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Olympos.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's, hier brach ich die Rose für Sie, und fühl' ich den ersten Dornenschmerz.“ Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!“

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolins Hand. Er bebt, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühte der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden

und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!“ flüsterte ihr leise Ludwig ins Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridoline!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrak. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärm?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kommt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja, Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaften in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

— Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändige Lust dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Um, das ist für unser eins ein Spaziergang. Wir sind wohl noch weiter gewesen.“

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst.“

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs.“

— Wie hat denn Sein Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Um, ja, das ist eine Sache. Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrter. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das. Ich bin bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und Venedig am adriatischen Meer.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmählig bange ward, Verbotenes auszulaudern, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasenbank. Er las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieses Morgens hat alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.“

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist,

bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meers, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du sie mir in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen. Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was hab' ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wahnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunst.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester, lieben, sei du mein Bruder.

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zusammen, meine Wünsche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Möchte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich träume von dir. — — —“

Ludwig war außer sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilia!“ rief er: „nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen.“

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde. Morgen um vier Uhr reisen wir fort.“

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Gesicht.

„Das wäre allerliebste!“ sagte die Frau Landrätthin, die so eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, so schnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm sie seinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchst, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchst nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Therese.

„Ich muß, in jedem Falle muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

— Denken Sie nur, sagte Therese, indem sie zur Gesellschaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlassen, bestellt Postpferde nach Leipzig!

Die ganze Gesellschaft lief zusammen, und umringte den armen Ludwig, und bestürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb still in der Ferne, und wagte sich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkosung, da ward kein Drohen gespart. Jeder und Jede wußte ihm so viel Schönes zu sagen. Es ward ein Wettstreit unter Allen, wer den Eigensinnigen durch schmeichelnde Beredsamkeit beugen könnte. Umsonst.

„Daran ist der isländische Brief Schuld!“ sagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländischer Brief?“ sagte Therese erstaunt: „Wie so? wann?“

„Amos hat es gesagt!“ antwortete die junge Wittve.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zugestehen mußte, war, wenigstens noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob schon morgen abzureisen. Alle schalteten auf die isländischen Briefe. Fröhlicher Muthwille war wieder rege.

Man brach auf zum Nachessen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm seine Dame, um sie durch den Garten nach dem Hause zu führen. Ludwig blieb trübsinnig am Fenster stehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr schweigend den Arm.

Und als sie der Gesellschaft folgten, machte sich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewisser Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand sich los und sagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, lassen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reise?

„Reisen Sie! — morgen — heut —“

Und es ist Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müssen reisen. Es mir lieb, sehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen so lieb ist. Ach, Fridoline, und wenn ich reise, ist nichts, was mich schmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich . . . Sie ahnen meine Lage nicht . . . sehr, sehr unglücklich bin ich . . . ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schicksal ruft. Ich bin durch mich selbst betrogen, ein wunderbares, unseliges Spiel des Verhängnisses richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Haben Sie wenigstens in meiner Abwesenheit einige Empfindung der Freundschaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pause fort: „Sie sind mir nicht böse?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitze fallen. Der Voll-

mond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin,“ sagte sie nach einer Weile, „seien Sie glücklich!“

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . .“ sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinens in seinem Arm.

Sie sah ihm ins Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . .“

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort.“

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab' ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nichts davon. Können Sie mir das versprechen?“

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?“

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?“ fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinens.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Menschen. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du sprichst doch von Ludwig Hohenheim?“

— Von ihm und von keinem Andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fribohline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich . . .“

— Wohlان, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet.“

Du irrst dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind. Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich, so, Gott weiß, wie? sind, wie in den Romanen? — Und hast du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman gelesen, worin die Historie eines Ehemannes stand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus schließen, daß Männer, als Ehemänner, sehr bedeutungslose Wesen sind. Nur als Liebhaber interessieren sie durch die Mannigfaltigkeiten ihrer Narheiten. — Den angenehmen Freund und Gesellschafter vor der Hochzeit wirst du auch immer nach der Hochzeit wiederfinden. Der romantische Liebhaber hingegen legt sein Narrenkätzchen nieder, sobald du den Brautfranz abnimmst. Das will aber noch nicht sagen, daß der gestrenge Ehepatron nicht auch noch Narr mit einem Narrenkätzchen sein könnte. Zuweilen, Gott sei bei uns, wird aus ihm ein unleidlicher, fader, langweiliger Sünder.“

— Sprichst du aus Erfahrung?

„Leider! Mein alter Herr, Gott hab' ihn selig, war in seinem neunundfünfzigsten Jahre ein so närrischer Aboniz, wie irgend einer, trotz seines Hustens. Meine Aeltern schwakten mir viel Schönes vor, und machten mir große Erwartung. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte. Aber ach, Gott hab' ihn selig! nach der Hochzeit, da sah der alte Herr ganz anders aus. Den Husten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . .“

— Sei es. Du sollst in Allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich gestehe dir, er ist mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, schonend gegen ihn zu sein. Und noch gestern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du scherzest.“

— Ich habe nie ernsthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht ins Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landrätthin Kulm nicht abschlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich . . . wenn nur erst der Sonntag Abend vorüber sein wird!

„Und so hätt' ich mich wirklich betrogen?“

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit gesprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verschone mich, von Hohenheim zu reden. Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört also einem Andern?“

— Ja! siehe, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann . . .“

— Nein!

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar — fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verweltete Rose, so sie von Ludwig gestern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?“ dachte sie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, trat lachend herein.

„Nimm dies!“ sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinen's! Du bist todtensbleich! hat dir mein Scherz . . . dir ist nicht wohl.

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!“ sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine solche Antipathie, oder wie soll ich's nennen? unter euch beiden Leuten . . . es ist ja unerhört. Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr scheint euch einander gegenseitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern . . .

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids an, wollte zu ihr reden — drehte sich wieder

ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landrätthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen sei, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so Manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landrätthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespiegelt hatte. Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfesselte sich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind,“ sagte sie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte.“

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen neigten sich. Fridolinen's weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen,“ rief sie in einem durchdringenden Ton, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich. Ist's dein entschiedener Sinn? du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?“

— Ich kann es nicht! — schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich. Er wäre der Mann gewesen . . .“

Fridoline unterbrach sie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf sich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Frau Landrätthin mit ihrem Bruder fast zu gleicher Stunde; sie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen gewesen.

„Du magst nun wollen oder nicht,“ sagte sie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie dir gefiele. Es ist ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, sie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn sie mich liebte, mir ist's unmöglich . . . ich sehe dich um alles in der Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuschest dich selbst. Fridoline hat gewiß so viel Geist, so viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willst, sie ist schöner, als deine Unsichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwischen beiden, und noch mehr, es soll geschehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch Vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt sie Ottilien? kennt sie sie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unsern freundschaftlichen Zirkeln erscheinen.“

— Wohlان, Schwester, dann und nicht eher geb' ich dir entscheidende Antwort.

„Es ist umsonst. Du lebst in eiteln Einbildungen. Du erwartest einen Engel, und findest ein so gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrest. Wie ist's auch mög-

lich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung sich so grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Märrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprache der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geisteschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, eine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen, Thränen hinwegzulächeln — das ist's, was in der Ehe vonnöthen ist.“

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleseerei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind sich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und für sich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwizes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelenschönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen überfahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter,

die süße Wiegenlieder schreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben.“

— Willst du nicht näher rücken?

„D ja, ich kenne Männer, die sich, aus Liebe zum Romantischen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückseligkeit betrügen.“

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geistvoll und liebenswürdig sind, die dennoch beständig reifen und zanken, weil sie fordern, daß alle Schuhe über einen Leist geschlagen sein sollen; die sich gar nicht darenin schicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als sie; die jeden rechtschaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das ABC hersagt, wie sie es gelernt halten.

„Du machst mich nicht böse. Aber, Ludwig, sei ehrlich gegen dich selbst! — Du liebst Fridolinen, und willst sie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Ist's nicht so?“

— Ich erkläre dir, Therese, feierlich und zum letzten Male, Fridoline ist mir gewiß sehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für sie. An Liebe ist nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Basta!

Therese wurde abgerufen. Frau von Saar ließ sich auf einen kurzen Besuch bei der Landrätthin melden.

In Herzensangelegenheiten, besonders zweier Liebenden, soll sich unaufgefordert nie der Dritte mischen. Liebende haben gefährliche Launen, weil sie Seelenkranke sind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten Frau von Saar und Therese wohl wissen sollen; aber die Gesunden denken selten daran, wie ihnen vor der Genesung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verschlimmerten sie alles.

Inzwischen hatte der arme Ludwig, geäfft von seinen Einbildungen und Empfindungen, bei weitem nicht den Sieg so sehr über sich errungen, als er vielleicht selbst glaubte. Es war ihm ernstlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus seinem Gedächtniß zu tilgen. Er verschwendete alle Kunst, sich zu überreden, daß sie ihm sehr gleichgültig sei, daß die Anmuth ihrer Gestalt ihn nur überrascht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es seiner männlichen Würde, seiner Charakterfestigkeit unangemessen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn seit drei Jahren beseligt hatte, aufzuopfern bei der ersten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, das sich vor andern seines Geschlechts allenfalls durch äußern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umsonst. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von seiner Brust, und hielt es sich in den gefährlichsten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge lächelte noch so fromm, wie sonst. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenschein, wie sonst. Aber unvermerkt verdunkelte sich sein äußerer Blick, und vor seinem Innern schwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenlosen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr schwarzes Auge sprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löschte den Glanz von Ottiliens Heiligenschein. — Bald erschien sie ihm wie damals im Garten, umflossen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm schwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Wesen Freude athmend.

„Und sie liebt mich, o sie liebt mich!“ rief er dann im Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unschuldsvollen Augen den stillen Vorwurf seiner Untreue. Er klagte sich selbst an. Er fand die Dual unendlich,

und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlaueit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan,“ sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schönen getreu. Ich will in deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der böshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen vorangehen. — Sei ruhig. Auch Friedoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . .“

— Was ist? Friedoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . .“

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen.“

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!“ rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?“

— Friedoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr.“

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.
„Ich sagte aber auch, Ottilie sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilie hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Duzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilie?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig Andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den Zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Sympathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Mein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckereien willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landrätthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall bei Hohenheim nicht. Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich?

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ sagte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwartest du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine goldlockigte Magdalena kennen zu lernen. Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geschmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünsche Glück.

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu, welche Falten da zwischen den Augenbraunen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh mich an — mir ins Auge!“

Fridoline schlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß sich los. Sie schluchzte heftig, und eilte fort, um sich in ihrem Zimmer zu verschließen.

Sie ging und nahm die Ueberbleibsel der verwelkten Rose, welche sie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkästchen verwahrt hatte, neben den Juweelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und streute sie zum Fenster hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag seine Schwester zum Gottesdienst. Er ging selten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebsten jedoch, wenn sein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothischen Gängen des Tempels, die Majestät des Kirchengesanges, der zu dem Allvater emporstieg, die Träume der Kindheit, welche sich da unter den heilig-ernsten Tönen der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wohlthätigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß sein Herz beruhigter ward, die ganze Natur ihm festlicher und stiller schien.

Während des allgemeinen Gesanges zog ein unerwarteter Gegenstand alle seine Andacht an sich. Auf der andern Seite der Kirche erschien in einem Fensterstuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, dessen Gesicht ein schwarzer über die Achseln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band seinen Blick die abstechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zusammenzusinken. Er sah ein blaßes Gesicht, von goldfarbenem Lockengefräusel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinnern Züge des Antlitzes erkennen; aber

die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm, und ein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Theresen zu.

— Wen? fragte die Landrätthin.

„Die dort im Fensterstuhl am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Therese lächelte: „Ich kenne sie nicht.“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur stärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Nur in einem Umfande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzulebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich so Ottilien nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafteste, tändelnde, und selbst für die Heiligkeit des Ortes beleidigende Wesen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Brüste im Mißklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische

Schwärmerin?" sprach Ludwig bei sich selbst: „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich?"

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkürlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Saar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu gießen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermanne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Odem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinwegfluthet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich?"

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'.

Ihm ward, als fänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilie und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem

sie so fast in gleicher Entfernung von ihm saßen und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie sah öfters, und, wie es schien, immer zu ihm herüber. Fridoline hingegen schlug kein Auge auf.

Diese unzerstörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerksamkeit ihn schmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich hier bin, das ist noch weniger, als freundschaftlich!“

Er suchte sich zu bereben, sie sei ihm ebenfalls sehr gleichgültig; er hasse sie sogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang sich, nur die blonde Ottilia zu sehen; er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entschuldigen; er fand sie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — sah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich schmerzte es, sie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienst zu Ende war, lächelte ihn Therese an, und sprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia ist in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Also ist sie's?“ rief Ludwig, und sah in der gleichen Zeit, daß die Blondine sich erhob, mit ihrer Gesellschaft, um die Kirche zu verlassen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachsucht gegen Fridolinen spornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthüre zu erwarten, zu belauschen.

Er flog dahin. Die Menschenmasse stockte an den Pforten im Gedränge. Er mischte sich mit Ungebuld hinein. Ein schwarzverschleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mienen der Unbekannten sehen. Aber sie drehte ihr Gesicht nach ihm. Er fühlte plötzlich seine

Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein sanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Ist's möglich?“ dachte er: „Sie ist's! Sie hat mich schon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte sie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name ist verstellt. Sollte vielleicht Therese . . .?“

So kamen sie im Drange zur Kirchenthür hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der seinigen. Eine Kutsche erwartete sie. O Himmel, welche Täuschung! der fatale Flor hatte ihn um sein Glück betrogen. Es war nicht seine Blondine, sondern die Frau von Saar. Er führte sie zum Wagen. Er sah betäubt und erröthend Fridolinen vor sich einsteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einsteigen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand schien sich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline saß mit stillem Ernste ihrem Feind gegenüber, und dieser, um seine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ sagte die Frau von Saar boshaft lächelnd: „ich bin etwas schadensfroh. Ich weiß es, ihr seid einander spinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke sie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigstens, bis wir wieder im Freien sind.“

— Aber, Madame, stotterte Ludwig: wie glauben Sie von — mir, daß ich . . . vielleicht, daß Demoiselle Verne . . . ich wäre sehr unschuldig . . .

„Ach, seht mir doch die Unschuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden von Ingrimm, als Sie Fridolinen anblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht schließen, Sie würden Handel mit ihr beginnen vor der ganzen Christengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur festzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten ins Haus. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften gerufen, entschuldigte sich, und Ludwig stand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und sich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie sprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie bestimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden sei. Er verbarg es sich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte sie einigemal anreden; aber die Stimme versagte ihm jedesmal.

„Sie waren also auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie sahen mich nicht? Sie wollten mich nicht sehen. — Sie wollten mich jetzt noch nicht sehen? Was hab' ich Ihnen auch Leidens gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Ursache hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht. Wer sagt Ihnen das, Herr Hohenheim?“

— Sie selbst, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch so nennen darf, bei dem schönen traulichen Namen, es war wohl böse Vorbedeutung, als die Rose brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich diese Dornen auf, wie mein schönstes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie sich an Ihre Verhältnisse — so dürfen Sie nicht reden. Eine andere, bessere Freundin bewahrt Ihnen Rosen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?“

— Für mich sind keine Rosen mehr. Fridoline, es ist heute unser letzter Tag, lassen Sie mich nur heute offenherzig sein — ich bin sehr unglücklich.

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht sind. Vergessen Sie, daß wir einen Augenblick schwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es ist der letzte Abend, welchen wir heute beisammen sein werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöschen. Weg mit der Schwärmerei und ihren Dornen. Auch Ihre Rose gehörte nicht mir. Ich habe sie nicht mehr.“

Fridoline sagte dies alles mit stillem Ernste. Ludwig zitterte beschämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolins Hand, wandte sich schnell und verließ sie.

21.

Nach solch' einer herben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hause mit verstörten Sinnen. Er verschloß sich in sein Zimmer, und schlug es ab, zum Mittagessen zu kommen.

„Ich liebe sie!“ rief er, „und nur sie! Unseliges Gaukel-
spiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog,
die ich nicht kannte. Mit Fridolin wäre ich glücklich geworden;
ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was sag' ich
einem Schatten — elenden, armseligen Hirngespinnsten, selbst-
geschaffenen Thorheiten. — So muß ich denn Verzicht thun auf
den Himmel, indem er mir seine Pforten öffnete? So darf ich
denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und
endlich diese Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht
wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder
läßt sich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme

Leben, alles Andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht man Andere glücklich.

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landrätthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bittern Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschieds.

22.

Beide erschienen fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Haufen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Therese und die Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landrätthin zog endlich ihren Bruder zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gib uns wenigstens Töne zu hören.“

„Spielen Sie das Klavier?“ rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheim-

nisse. Ohne Umstände also. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie sind heute sehr unartig; darum müssen Sie bevogtet werden."

Ludwig setzte sich zum Fortepiano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel sie näher!“ flüsterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantasierte einige Augenblicke in den düstersten Molltönen. Die ganze Gesellschaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einsam stehen, durch sein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkürlich zu einigen Ideen aus seinem „Todtenopfer“, durch welches er Ottiliens Bekanntschaft gewonnen hatte. Er spielte den Eingang, und dann das Lied selbst. Unaufgefordert sang er. Sein Herz ergoß sich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldenen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündete die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Gesang und Saitenspiel fand den Weg zum Herzen. Ein milder Ernst bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte sie bald heftig weinen und dann sich leise aus dem Saal entfernen.

Dies störte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umstand nahm ihm alle Fassung. Er hatte den Gesang vollendet. Noch einige Töne hallten verschwebend nach. Da drängte sich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr,“ rief er: „ein Brief aus Island!“

„Schon wieder ein isländischer Brief!“ rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländischer Brief?“ murmelte verwunderungsvoll die ganze Gesellschaft.

„Ist auch die Adresse isländisch?“ fragte ein Professor, und sah dem Amos über die Achsel.

Ludwig zitterte, ohne zu wissen, warum. „Aber heute ist kein Posttag. Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat ihn hier ins Haus gebracht!“ antwortete Amos: „Und er kommt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben. Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren!“

Ludwig nahm den Brief. Er kannte Ottiliens Hand. Der Umschlag war ohne alle Postzeichen; die Aufschrift nach Kopenhagen.

Therese zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländischen Briefe,“ sagte sie, „machen dich selten fröhlich. Gehe also hier ins Cabinet, und zeige den Gästen wenigstens keine finstere Stirn!“

Sie schob ihn muthwillig bei diesen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltisch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handschrift. Der Brief lautete also:

„Ich bin in der Residenz, lieber Theodor. Morgen reise ich wieder ab. Ich kam hieher, um von dir zu hören, und deine Schwester kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schwester mich dir nicht verrathen sollte. Jetzt verrathe ich mich dir selbst. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unschuldigste Weise, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.“

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es versuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenschaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne diese in tiefer Gemüthsbewegung geschriebenen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend gelesen zu haben.“

„Mir selbst und niemals dir that ich das Gelübde, keinem

Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht persönlich kennen gelernt haben würde. Ich schwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden solltest. — Du forderdest einst mein Portrait. Ich sandte dir ein falsches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einst, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unschuldige List! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Mensch, schon mit einer Andern versprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu spät seine frühere Liebe — er ist ein guter Mensch. Ich sah seinen geheimen Kampf — er blieb seiner Verlobten getreu, aber sein Herz nicht ihm. Er ließ mich seine Leidenschaft sehen — und ich — Theodor, ich war schwach genug . . . ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb seiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich selbst bekenne dir alles . . . ich selbst . . . du kennst ihn gewiß. Er ist einer deiner weitläufigen Verwandten. Ludwig Hohenheim ist es. — — — —“

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Berner er hat . . .“

Theodor konnte nicht weiter lesen. „O mein Gott, es ist Ottilie!“ lallte er und sank bestinnungslos nieder über einen Sessel. Therese und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinetts leise geöffnet hatten, um ihn beim Lesen zu beobachten, sahen ihn stürzen. Sie schrien laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; sein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Gesellschaft drängte sich erschrocken ins Kabinet. Therese warf sich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ schrie sie: „o mein Bruder!“
Ihr Geschrei rief seinen Geist zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Therese umklammerte ihn weinend, und rief nur seinen Namen.

Fridoline war unterdessen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angstvoll die Hände rang. Sie hörte Theresens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff sie. „Um Gotteswillen!“ rief sie und faßte mit Hefigkeit die Frau von Saar: „Was ist das? . . .“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es ist — Theresens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —“

Mehr konnte Frau von Saar nicht stammeln. Ottilie erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäste den Bruder Theresens — in den Gesichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte sich besser. Nur Therese weinte noch immer an seiner Brust.

„Führt mich zu Ottilien!“ sprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr.“

Therese fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da stand einsam und kraftlos Fridoline. „Oh!“ rief Therese: „Ottilie, liebe Ottilie, verlaß meinen Bruder nicht!“ und warf sich schluchzend um ihren Hals.

Erstaunt traten alle Gäste zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Therese führte Ottilien durch die Reihen der Zuschauer. Theodor erkannte die geliebte Gestalt. Er wankte ihr entgegen, und stammelte: „Ich bin Theodor!“

„Ottilie, verlasse meinen Bruder nicht!“ rief Therese.

„O Theodor!“ lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und sank schluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!“ dies waren die einzigen Worte, welche die Seligen stammelten. „Du willst mich nicht verlassen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab sie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Therese die Frau von Saar: „Nie solche Komödie wieder!“ schrie sie.

„Aber ich,“ sagte der treue Amos, der sorgenvoll in der Ferne gestanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländischen Briefe wieder.“



LEBENS- u. TATH. VON AMOS. 1872.

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Centimetres

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

